









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 89.

Elbing, den 14. April.

1892.

## Eine Woche.

Primal-Roman von M. . . .

8)

Nachdruck verboten.

### 10. Kapitel.

Einige Sekunden verflossen.

Ich hörte die Entreehür ins Schloß fallen. Dann wurde alles wieder still.

Henry blickte voller Unruhe durch die Thür. Sicher hatte er sich gewundert, daß wir so laut gesprochen hatten.

„Die Droschke wartet. Soll ich das Gepäck hinuntertragen?“

„Die Droschke — —? Sie —“ in meiner Aufgeregtheit wollte ich ihm eine nicht sehr schmeichelhafte Benennung an den Kopf werfen. „Verzeihen Sie, Henry! Aber gehen Sie, gehen Sie! Stören Sie mich nicht!“

Wieder verflossen einige Minuten.

Aber jetzt zögerte ich nicht länger. Der Gedanke war zur Handlung gereift — All right!

Ich zog meinen Ueberrock an, schlug den Kragen auf, drückte einen weichen Filzhut über die Ohren und eilte an den Elevator.

Im nächsten Augenblick stand ich auf der Straße.

Es regnete. Hellerer Morgen — nasser Abend. Dicht und fein fiel der Regen herab. Aber es war draußen noch hell. Der Himmel war beinahe klar. Es war nur eine Wolke, die heraufgezogen war.

Mehr als eine Minute konnte nicht verflossen sein, seit Archibald Forster von dannen eilte.

Welche Richtung hatte er eingeschlagen? War er nach Hause gegangen?

Wahrscheinlich. Er war ja verrestet gewesen.

Er hatte natürlich allerlei zu Hause zu besorgen. Ich zögerte nicht mehr.

Mit langen Schritten machte ich mich auf den Weg in derselben Richtung, die Archibald Forster einschlagen mußte. Mein Plan — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen konnte — war höchst einfach: ich wollte Archibald Forster folgen und sehen, was er vornahm.

Wenn er nun aber den ganzen Abend zu Hause blieb und nichts weiter vornahm?

Irgend einen Freund mußte er doch haben — einen Freund oder Freundin!

Meine Augen spähten aufmerksam umher. Würde es mir gelingen, ihn zu entdecken? Hatte ich den rechten Weg eingeschlagen?

Ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben, denn bald erblickte ich seine schlanke Gestalt in einiger Entfernung vor mir. Mit hastigen Schritten stürmt er vorwärts. Tritt ihm einer der Vorübergehenden zu nahe, so stößt er ihn unsanft bei Seite — er scheint große Eile zu haben, oder will er etwa auf diese Weise seinem Aerger Luft machen?

Nein, Eile hat er wohl kaum, denn bald schlägt er diese, bald jene Richtung ein, ein bestimmtes Ziel scheint er nicht vor Augen zu haben. Eins steht fest, er leht nicht direkt nach Hause zurück.

Drei Mal schon hat er seine Uhr herausgezogen, um nach derselben zu sehen. Hat das etwas zu bedeuten — oder thut er es nur mechanisch, ohne die stumme Zeichensprache der Zeiger zu verstehen?

Auch ich möchte gerne wissen, wie spät es ist: drei Viertel auf acht Uhr. Aber siehe, wie hastig er plötzlich seinen Weg fortsetzt. Soeben bog er noch mit zögerndem, unsicherem Schritt um die Ecke, und jetzt stürzt er von dannen, als habe er sich verspätet, als würde er zur bestimmten Stunde irgendwo erwartet.

Wohin gedenkt er sich zu begeben? Will er nach Hause? Vielleicht. Ja, er geht nach Hause! Aber nein, jetzt biegt er abermals in eine Straße ab — wieder zieht er die Uhr hervor — noch einige Augenblicke und wir sind auf dem Wawerley Place angelangt.

Er steht still, und ich — sein getreuer Schatten — folge seinem Beispiel. Er blickt sich um, fast scheint es, als wüßte er nicht gesehen zu werden. Was wird er thun?

Mit einer hastigen Bewegung zieht er den Rockkragen in die Höhe. Und im nächsten Augenblick stürzt er in einen Thorweg hinein.

Ich hinterher — d. h. ich mache vor dem Thorwege Halt. Es ist eine hohe, breite Einfahrt. Durch die kurze Wölbung blickt man auf einen großen, mit Holz gepflasterten Hof.

Was hat Archibald Forster hier zu thun? Will er in das Haus hineingehen? Nein, er durchschreitet den Thorweg und begiebt sich auf den Hof hinaus. Im nächsten Augenblick ist er verschwunden.

Ich hinterher — auf den Hof hinaus. Die entlaubten Bäume gewähren nicht viel Schutz, aber ich bemühe mich doch, mich so gut wie möglich hinter ihren Stämmen zu verbergen.

Ich blicke um mich.

Was in aller Welt hat er jetzt gemacht? Er ist verschwunden. Ist er im Besitze eines Talismans, daß er sich unsichtbar machen kann? Oder kann ich mich nicht mehr auf meine Augen verlassen?

Aber was sehe ich? Dort zur Linken befindet sich eine kleine Thür. Wohin führt denn die? Wahrscheinlich in einen Stall oder in ein Lager: den Anschein hat es wenigstens.

Aber es genügt nicht, zu glauben, man muß Gewißheit haben.

Ich stoße die Thür auf.

Vor mir liegt ein kleiner, niedriger, dunkler, wenig einladender Gang.

Wohin führt er nur? Hat Archibald Forster ihn benutzt?

Wir müssen die Sache genauer untersuchen.

Der Gang ist nicht sonderlich lang. Von der entgegengesetzten Seite kann man das Licht einströmen sehen. Mir ist's, als husche eine menschliche Gestalt vorüber.

Ich stehe am Ausgang: eine Straße, eine

stille kleine Straße mit niedrigen, kleinen Häusern.

Ein einsames Fuhrwerk rasselt vorüber.

Aber in einiger Entfernung auf dem Trottoir sehe ich zwei Gestalten sich langsam fortbewegen, die eines hohen, schlanken Mannes — der kein anderer sein kann als Archibald Forster — und die einer eleganten Frau.

Jetzt haben sie das Ende der kleinen Straße erreicht. Sie wenden sich um. Der Ort ist wohl gewählt, still und menschenleer. Wieviel mag die Uhr jetzt sein? Einige Minuten über acht. Um acht Uhr hatte also das Stellbichlein stattgefunden.

Wer war diese Frau? Wozu dies Geheimnißvolle, der dichte Schleier, der ihr Antlitz bedeckt?

Ich zog mich in den Schatten einer Hausthür zurück und begann nachzudenken. Natürlich verlor ich das Paar nicht aus den Augen.

Sie war von schlankem, hohen Wuchs und hatte die Haltung einer Königin. Sie trug einen langen, eleganten Pelz. Ihren Kopf bedeckte ein schwarzes Federbaret. Das Pelzwerk, wie die ganze Kleidung war dunkel.

Aber halt! Waverley Place! Wo habe ich den Namen kürzlich gehört? Heute, gestern? Waverley Place — jetzt weiß ich es.

„Führen Sie direkt nach Hause?“

„Ja, d. h. ich hielt einen Augenblick am Waverley Place!“

Ich trat schnell wieder auf die Straße. Ja, es unterlag keinem Zweifel. Sie war es, sie! die Haltung, der Gang, die Bewegungen, alles erkannte ich jetzt wieder!

Sie war es! Es war die geschiedene Frau, welche sich hier ein Stellbichlein mit ihrem früheren Gatten gegeben — mit dem Mörder ihres zweiten Mannes.

Sie haben einander viel zu sagen. Sie legt ihre Hand auf seinen Arm, als wollte sie ihn um etwas bitten.

Und jetzt — was soll ich nun thun?

Sie führen, sie überraschen? Nein, welchen Zweck konnte das haben? Im Gegentheil! Sie durften nicht das Geringste ahnen, sie mußten glauben, daß Niemand um ihr Geheimniß wisse.

Aber war sie es auch wirklich? Konnte ich mich nicht geirrt haben?

Ich werfe einen letzten Blick auf sie und ziehe mich wieder in die Hausthür zurück. Es hatte aufgehört zu regnen; ein scharfer Wind wehte, offenbar würden wir in der Nacht Frost bekommen.

Eine solche Unvorsichtigkeit! Eine solche — Schamlosigkeit! Ein Stellbichlein zwei Tage nach der verruchten That! — war er deswegen nach Hause gekommen, oder war das Stellbichlein erst heute, nach der Heimkehr, geplant worden?

Einerlei!

Da kommt mir plötzlich ein entsetzlicher Gedanke. Waverley Place! Am selben Abend, an welchem der Mord begangen wurde, war sie mit ihm zusammengetroffen — war dies nicht ein Beweis, ein unheimlicher Beweis — von Anny Hood's Theilnahme an dem Verbrechen?

Aber welchen Zweck hatte sie dabei vor Augen gehabt? Weshalb wünschte sie Benjamin Hood aus dem Wege zu räumen, ihn, den liebevollsten Gatten?

Sie wünschte vielleicht zu dem ersten zurückzukehren — variatio — —

Abscheulich! — —

Ich befinde mich in der Fifth Avenue vor dem Hood'schen Hause.

Langsam öffnet sich die schwere Thür. Der Portier schießt heraus. Wer kann um diese Tageszeit einen Besuch machen wollen?

„Was wünschen Sie?“ fragt er in barschem Tone. „Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Aber ich wünsche Niemanden zu sprechen, im Gegentheil —“

„Ist Mrs. Hood zu Hause? Ich komme in einer dringenden Sache.“

Er sah mich mißtrauisch an.

Da zog ich einen kleinen Gegenstand aus der Tasche und hielt ihm denselben dicht vor die Augen.

Die Polizei! Ja, jetzt war ihm alles klar. „Ob Mrs. Hood zu Hause ist? Ich will gleich einmal fragen. In einem Augenblick bin ich wieder da.“

Ich wartete. Und ich muß gestehen, ich befand mich in einer gewissen Spannung.

„Nein, Mrs. Hood ist ausgegangen. Aber vielleicht kann ich —“

Aber ich war schon wieder zur Thür hinaus.

Sie war fort! Das freute mich, das freute mich unbeschreiblich! Wo war sie? Ach, das wußte ich nur zu gut — in einer stillen, kleinen Straße in Begleitung eines großen, schlanken

Mannes — in vorzüglicher Begleitung!

Und jetzt — zum Chef! Er hatte lange nicht von mir gehört. Es wurde Zeit, ihn zu beruhigen, ihm neuen Muth und Hoffnung einzufößen — und dazu war ich der Mann!

Ich eilte vorwärts, so schnell ich vermochte. Es war bereits spät und ich wollte nicht gern den langen Weg zu Fuß vergebens machen.

Aber ich stieß, wie dies stets zu gehen pflegt, wenn man die größte Eile hat, auf Hindernisse. Ich hatte bereits ein gutes Stück Weges zurückgelegt, als ich bei einer Biegung der Straße plötzlich eine ungeheure Menschenmenge vor mir erblickte.

Nachdem ich näher gekommen war, sah ich, daß es ein geordneter Zug war, der langsam die Straße hinabzog und dieselbe völlig sperrete. An der Spitze schritten Fackelträger. Dann kamen die Männer mit rothen Fahnen. „Gebt uns Arbeit!“ stand auf einigen, „Gebt uns Brot“ auf anderen. Auf einer las ich sogar „Brod oder Blut!“

Es waren Sozialdemokraten, welche wieder einmal Demonstrationen machten. Und ich gönnte ihnen dies unschuldige Vergnügen. Wenn sie nur reden und lärmern können, sind sie zufrieden. Zum Handeln kommen sie selten. Und wenn zuweilen ein kleiner Tumult entsteht, so wird derselbe bald unterdrückt.

Indessen kam mir diese Procession höchst ungelegen. Ich hatte Eile, ich wollte vorwärts. Was war da zu thun?

Es gab nur einen Ausweg — ich mußte mich dem Zuge anschließen.

Mit Mühe und Noth arbeitete ich mich an den Rand des Trottoirs durch. Dann ging ich auf die Straße hinab — und folgte dem Zuge.

Ja, ich that es wirklich! Ich, der Sicherheitsbeamte, der Aufrechterhalter der Ordnung, folgte der rothen Fahne des Aufruhrs! Und obendrein war ich gezwungen, in die lauten Rufe mit einzustimmen, welche die Mitglieder der Procession von Zeit zu Zeit ertönen ließen.

Natürlich passirte der Zug die Polizeistation. Wenn man erwartet hatte, daß hier ein Versuch gemacht werden würde, den Böbel auseinander zu treiben, so hatte man sich geirrt. Der Zug durfte ungestört weiter ziehen.

Ich schlich inzwischen unbemerkt ins Haus. Einige meiner Kameraden saßen ruhig und ungestört im Vorzimmer.

Sie unterhielten sich mit einander. Aber es herrschte nicht die gewöhnliche, muntere Stimmung. Sie sahen ernsthaft, beinahe sorgenvoll aus. Und ich begriff den Grund ihrer Sorge wohl, — aber geduldet Euch nur noch wenige Tage, dann wird sich vieles geändert haben.

Ich nickte ihnen zu und wollte vorüber eilen. Aber man hielt mich zurück.

„Sie doch, Moore!“ rief einer von ihnen aus. „Nun, wie geht es Dir? Du sollst ja

unsere Ehre wieder herstellen!“ fügte er in einem Tone hinzu, der scherzhaft klingen sollte.

Ich drückte ihm die Hand herzlich.

„Und wie geht es Euch denn?“ fragte ich. „Habt Ihr inzwischen wichtige Entdeckungen gemacht?“

„Ja!“ antwortete Frank, ein junger schneidiger Bursche.

„Und das wäre?“

„Das John Moore Sozialdemokrat geworden ist!“

Wir lachten Alle.

„Ihr sahet mich also? — Aber Scherz bei Seite, hat einer von Euch heute etwas ausgerichtet?“

„Ja,“ erwiderte Frank. „Ich hatte das Glück, den bewußten Falschmünzer zu fassen. Das soll in die Zeitung kommen und den Leuten wenigstens vorläufig den Mund stopfen.“

„Ist der Chef drinnen?“

„Ja, und er hat heute wenigstens zwanzig Mal nach Dir gefragt?“

Ich begab mich in das Zimmer des Chefs. Ich klopfte und trat ein. Er saß über seine Papiere gebeugt am Schreibtisch, seine Miene war noch ebenso düster und sorgenvoll wie das letzte Mal, als ich ihn gesehen. Jetzt wandte er sich um und gewahrte mich.

„Moore!“ rief er aus. „Ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet, wollte aber Ihre kostbare Zeit nicht zwecklos in Anspruch nehmen — denn Sie denken doch an Ihr Versprechen, Moore? Wie stehen denn die Sachen jetzt?“

„Mein Chef,“ erwiderte ich. „Drei Tage und drei Nächte sind bis jetzt verfloßen. Ich kann Sie versichern, daß ich keine Mühe gescheut habe, daß ich gethan, was in meinen Kräften stand.“

Er unterbrach mich plötzlich.

„Das wußte ich im Voraus, Moore. Und welcher Art Ihre Mittheilungen auch sein mögen, einer Vorbereitung bedarf es nicht. Doch zuvor eins? Ich habe einen Brief, Mr. Moore, der für Sie von Wichtigkeit ist. Benjamin Hood,“ er seufzte tief auf, „Benjamin Hood hatte zu seinen Vorzeiten einen Compagnon, Mr. Percy Barker. Heute Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, — heute Mittag war er selber hier. Er sprach mir seine Bewunderung darüber aus, daß er noch keinen Besuch erhalten habe — so drückte er sich aus. Er habe wichtige Aufklärungen zu geben. Er war sehr eindringlich und hat, man möge ihm sobald wie möglich Gelegenheit geben, das, was er wisse, mitzutheilen. Deshalb, Mr. Moore, müssen Sie, sobald Sie können, zu Mr. Barker gehen, d. h., wenn Sie seiner Aufklärungen überhaupt noch bedürfen.“ Bei diesen Worten umspielte ein ironisches Lächeln seinen Mund.

„Mein Chef, ich glaube kaum, daß dieser Besuch noch nöthig ist. Ich habe nicht allein

eine Spur aufgefunden, ich — ich habe dieselbe auch bereits ein gutes Stück verfolgt. Ich zweifle nicht mehr, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich habe — ja ich kann es dreist heraus sagen — ich habe Beweise!"

Er sah mich an. Es blitzte in seinen Augen auf, eine leichte Röthe bedeckte seine bleichen Wangen.

"Sie haben Beweise? Sichere Beweise?"

"Jetzt war die Reihe zu lachen an mir.

"Ich hoffe es wenigstens."

Da begegnete ich einem fragenden, forschenden Blick. Ich verstand denselben.

"Der Name! der Name des Mörders?"

Und schon öffnete ich den Mund, schon hatte ich die Namen „Archiebald Forster, Annie Hood" auf der Zunge — aber ich besann mich und schwieg.

Der Chef sah mich schweigend an. Er bemerkte mein Zögern und respektirte es.

"Sie bedürfen sicher der Ruhe, Moore. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich bin mit dem, was ich erfahren habe, zufrieden. Ich hoffe bald weiteres zu hören. Sie denken an Ihr Versprechen?"

"Mein Chef! Sieben Tage und sieben Nächte haben Sie mir vergönnt. Ehe die siebente Nacht verfloßen ist, sehen Sie mich wieder hier und dann nicht allein — hier in diesem Zimmer soll der Mörder vor Ihnen stehen."

"Moore!" antwortete mein Chef, indem er mir die Hand drückte, „Moore, wenn Sie halten, was Sie versprechen, und ich bin fest davon überzeugt, dann erweisen Sie nicht allein mir, sondern auch der ganzen Stadt und sich selber einen großen Dienst!"

## Zweite Abtheilung.

### Sicht.

#### 1. Kapitel.

An der bekannten Wall-Street, vielleicht der bekanntesten von den unzähligen Querstraßen, welche der Broadway ausendet und die ein Riesennetz von Nebenstraßen und Passagen bilden, lag der große Marmorpalast, vor welchem ich am Freitag Morgen stand. Die meterhohen goldenen Buchstaben im Frontispice glänzten im hellen Morgenlicht. „Barker & Hood, Bankers“, ja, so stand es dort geschrieben, und nun war Mr. Barker alleiniger Inhaber der Firma.

Ich stiege schnell die breite, teppichbelegte Marmortreppe hinan — aber nicht allein, denn obwohl es noch früh am Morgen ist, wogt hier drinnen bereits ein dichter Menschenstrom. Wie gesagt, die Treppen waren breit, aber kurz. Und jetzt liegt ein langes Vestibül vor mir. Ich öffne eine der großen Thüren, die ins Geschäftslokal führen und trete ein.

Es ist ein wahrhaft imponirender Anblick. Ein riesenhafter Saal, hoch wie eine Kirche und an beiden Seiten durch Schranken abgetheilt, wodurch in der Mitte ein breiter Gang

gebildet wird. Auch hier herrscht bereits ein reges Leben, hinter den aus Glas und Holz bestehenden Schranken ist das Personal eifrig bei der Arbeit, aber trotz der Ungeduld, die sich auf den Gesichtern der in dem breiten Gange harrenden Menschen abspiegelt, ist es doch verhältnißmäßig still in dem weiten Raum. Auf dem mit einem dicken Teppich belegten Fußboden verhalten die Schritte fast unhörbar; man redet einander mit leiser flüsternder Stimme an; nur zuweilen tönt ein lauterer Wort, ein Ruf, der einem sehr interessirten Sprecher entfährt. Mit einem Wort, es herrscht hier eine so ernste, feierliche Stimmung, daß man fast glauben könnte, man befände sich in einer Kirche.

Ich bringe bis an eine der Schranken vor. Niemand achtet auf mich. Endlich gelingt es mir, die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden, schwer mit Büchern beladenen Comtoiristen zu erregen. Es ist ein junger Mann mit offenem Blick und kühn gebrehtem Schnurrbart.

„Ist Mr. Barker zu sprechen?"

(Fortsetzung folgt.)

## Land- und Hauswirthschaftliches.

† **Kalte Füße** sind Leiden, mit denen unzählige Menschen behaftet sind, vorherrschend solche, welche eine sitzende Lebensweise führen. Daß dieser Uebelstand zu schweren Krankheiten die Ursache ist und auch häufig ist, daran denken die Wenigsten. Es fehlt nicht an Mitteln, die zur Beseitigung kalter Füße empfohlen werden, aber nicht alle sind wirksam, und wo sie es sind, oft nur vorübergehend. Eine der ersten Grundbedingungen, das Uebel zu heben, ist, wie überhaupt für die Erhaltung der Gesundheit: Reinlichkeit. Ein jeder Mensch sollte sich von Jugend an streng daran gewöhnen, regelmäßig, je nachdem es der Körper verträgt, lauwarme oder kalte Fußbäder zu nehmen und, nachdem dies geschehen, die Füße, besonders die Sohle gut abzutrocknen; ja, ein etwas kräftiges Reiben mit einem nicht zu rauhen wollenen Tuche ist gut, denn dadurch wird der Blutumlauf befördert, und von ihm hängt viel auch für das Wohlbefinden der Füße ab. Als ein untrügliches Mittel — die vorerwähnte Reinhaltung vorausgesetzt — kann empfohlen werden, Schaifwolle in die Strümpfe zu legen. Dieselbe muß jedoch, schon in Rücksicht auf die Schweißbildung, stets nach 3 bis 4 Tagen gewechselt werden. Der Erfolg ist sicher, wie Schreiber dieses an sich selbst erfahren hat.